
Selbstverletzende Handlungen als Beziehungsdrama



Tiefenhermeneutische Analyse einer Interviewdynamik

Nicole Burgermeister

Wohl alle Forschenden kennen Situationen, in denen sie mit starken Affekten, Unsicherheiten und Zweifeln konfrontiert sind. Gerade Begegnungen, wie sie im Rahmen Qualitativer Forschung, etwa in Form von Interviews, Gruppendiskussionen oder Teilnehmender Beobachtung stattfinden, können herausfordernd sein, nicht nur intellektuell, sondern auch emotional. Im wissenschaftlichen Betrieb bleibt oft wenig Raum für die Auseinandersetzung mit solchen Herausforderungen, werden sie eher als störend betrachtet. Die Tiefenhermeneutik hingegen vertritt eine Forschungsperspektive, die solche, mit der subjektiven Involvierung der Forschenden zusammenhängenden „Störungen“ nicht auszuklammern sucht, sondern sie als konstitutiven Teil der Forschung selber zum Gegenstand der Untersuchung macht.

Thema des folgenden Beitrags ist die Auseinandersetzung mit einer solch herausfordernden Forschungssituation. Ich werde von meinen Erfahrungen mit einem Interview erzählen, das ich im Rahmen eines Forschungsprojekts zu selbstverletzendem Verhalten¹ mit einem zuvor in der rechtsextremen Szene aktiven jungen Mann geführt habe. Ziel ist es zu zeigen, wie die tiefenhermeneutische Methode

1 Das Erkenntnisinteresse meiner im Kontext einer Masterarbeit an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaft (ZHAW) durchgeführten Forschung richtete sich auf selbstverletzendes Verhalten als einem intra- und interpsychischen Geschehen (vgl. Burgermeister 2012). Anhand von biographisch orientierten Interviews mit Frauen und Männern im Alter von 18–34 Jahren ging ich der Frage nach, inwiefern der eigene Körper zum Austragungsort von Konflikten wird, denen spezifische Beziehungserfahrungen zugrunde liegen. Zunehmend zentral wurde im Verlauf des Forschungsprozesses dabei eine weitere Frage, nämlich danach, welche Interaktionsdy-

einen Zugang eröffnet, der es ermöglicht, das sich in der Forschungsbegegnung Ereignende besser zu verstehen. Nach einer kurzen Einführung in die Thematik und einer ausführlichen Schilderung des Interviewgeschehens soll gezeigt werden, wie dessen szenische Rekonstruktion unter Einbezug der Affekte und Irritationen erfolgt, mit denen sowohl die Forscherin als auch die Interpretationsgruppe reagieren. In einem weiteren Schritt wird unter Einbezug psychoanalytischer und sozialpsychologischer Konzepte dargelegt, wie ein theoretisches Begreifen der so sich zeigenden interaktionellen Phänomene möglich wird. Dabei wird auf die für die Tiefenhermeneutik so wesentliche heuristische Unterscheidung zwischen manifester und latenter Bedeutungsebene eingegangen. Schließlich wird gezeigt, wie die gemeinsame Auseinandersetzung mit dem Forschungsmaterial in der Interpretationsgruppe dazu beitrug, der Problematik einer zu einseitig individualisierend-psychopathologisierenden Interpretation des Interviews zu begegnen. Das eigene subjektive Involviertsein als Forscher_innen wird vor dem Hintergrund (auch mit dem Interviewpartner) geteilter Sozialisationserfahrungen perspektiviert als ein konstitutiver und für den tiefenhermeneutischen Zugang wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses.

1 Selbstverletzende Handlungen – Ein beunruhigender Forschungsgegenstand

Die Begegnung mit Arne, wie ich den jungen Mann nennen möchte, mit dem ich 2008 ein Interview durchführte, beschäftigte mich über viele Jahre. Zum einen war es der Austausch mit wissenschaftlich tätigen Kolleg_innen, insbesondere meiner Tiefenhermeneutik-Interpretationsgruppe, der mich ermutigte, aus genau jenen Gründen, die mir die Auseinandersetzung mit diesem Interview so schwer machten, einen Beitrag darüber zu schreiben. Zum anderen waren es die seither in psychiatrisch-psychotherapeutischen Institutionen gemachten Erfahrungen mit Patient_innen, die mir verdeutlichten, dass es sich bei dem im Interview mit Arne beobachtbaren interaktionellen Geschehen nicht um eine singuläre Erfahrung handelt. Vielmehr zeigt sich hier eine Dynamik, die in Begegnungen mit Menschen, die sich selber verletzen, wiederkehrend vorkommt. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit einem Phänomen, das dazu verleitet, es sich lieber vom Leib halten zu wollen, das aber in der therapeutischen Arbeit eine nicht zu unterschätzende Rolle

namiken sich in der Begegnung mit Frauen und Männern, die sich selber verletzen, konstellieren können.

spielt: Der Umgang mit eigenen, oft unbewussten aggressiven Impulsen (vgl. u.a. Eckhardt 1997; Sachsse 2002).

Anliegen meiner Forschungsarbeit war es, besser zu verstehen, wie es zu selbstverletzenden Handlungen kommt, indem ich biographisch orientierte Interviews mit jungen Frauen und Männern durchführte, die sich wiederholt selber Verletzungen in Form von Ritzen, Schneiden, Sich-Schlagen oder anderen Formen selbstverletzender Handlungen zufügten. Nichtsuizidale Selbstverletzung (NSSV), in Anlehnung an die DSM-5 Klassifikation definiert als „freiwillige, selbst zugefügte, repetitive Verletzung der Körperoberfläche, die ohne suizidale Absicht unternommen wird und nicht sozial akzeptiert ist“ (Plener 2015, S. 9), ist bei Adoleszenten und jungen Erwachsenen ein verbreitetes Phänomen. Eine neuere Metaanalyse geht von einer Ein-Jahres-Prävalenz von 15,4 % für Adoleszente, 10,5 % für junge Erwachsene und 4,2 % für Erwachsene, sowie einer Lebenszeitprävalenz von 17,2 % für Adoleszente, 13,4 % für junge Erwachsene und 5,5 % für Erwachsene aus (Swannell et al. 2014). In der Fachwelt besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Funktion von NSSV in der Regulation von Emotionen besteht (vgl. Chapman et al. 2009), jederzeit verfügbar, um unerträgliche Spannungszustände, Gefühle der Verzweiflung, Leere, Traurigkeit oder auch dissoziative Zustände zu beenden. Auch auf die Funktion von NSSV als Mittel der Selbstbestrafung, interpersoneller Beeinflussung (Versuch, auf diese Weise Zuwendung oder Anerkennung zu erhalten) oder zur Verhinderung von noch destruktiveren suizidalen Handlungen wird verwiesen (vgl. Sachsse 2002; Chapman et al. 2009; Plener 2015).² Eher wenig Beachtung findet in der Forschung die interaktionelle Dimension selbstverletzenden Verhaltens in seiner Bedeutung für das Beziehungsgeschehen; dies, obwohl immer wieder darauf hingewiesen wird, wie emotional belastend die Arbeit mit Betroffenen für die sie betreuenden Fachpersonen sein kann (vgl. Siefen et al. 2002; Sachsse 2002). In-Albon et al. (2013) beschreiben die Behandlung dieser Patient_innen – ihres Erachtens aufgrund der fehlenden evidenzbasierten Behandlungsverfahren – als „oftentimes quite scary“. Die ‚Erklärung‘, dass Betroffene mit selbstverletzendem Verhalten ihr Umfeld ‚manipulieren‘, ist oft rasch zur Hand. Im belastungsreichen klinischen Alltag ist, so meine Erfahrung, oft kaum Raum, um zu verstehen, was in der Interaktion zwischen Therapeut_innen, Pflegefachkräften und Patient_innen tatsächlich geschieht, was derart ‚scary‘ ist.

2 Auch in den insgesamt zwölf von mir im Rahmen meiner Qualifikationsarbeit erhobenen Interviews wurden von den Betroffenen sämtliche dieser Funktionen genannt (Burgermeister 2012).

Der selber anthropologische Feldforschung betreibende Psychoanalytiker Georges Devereux hat in seinem Buch *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (1984) dem Gefühl der Angst als wesentlichem Moment jeder Forschung über den Menschen einen zentralen Stellenwert eingeräumt. Ihm zufolge beinhaltet sie aufgrund der von ihm als „angsterregend“ beschriebenen „Überschneidung von Objekt und Beobachter“ (ebd., S. 17) stets eine emotional beunruhigende Dimension. Methodologie und methodische Techniken, die eine, wie Devereux sagt, „fiktive Objektivität“ behaupteten, dienten häufig eher dazu, diese Angst beherrschbar zu machen und abzuwehren, als dazu, wissenschaftliche Einsicht zu ermöglichen. Hingegen ginge es eher darum, gerade dem forschend nachzugehen, was irritiert, beunruhigt, beziehungsweise, um den bereits verwendeten Begriff zu verwenden, was so ‚scary‘ ist. Analog zur Arbeit mit der Gegenübertragung³ in der psychoanalytischen Kur müsste Devereux zufolge gerade das, was in der Forschung und den daraus resultierenden Publikationen häufig ausgeblendet wird, zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht werden: Die Reaktionen der Forschenden auf den Forschungsgegenstand und dabei insbesondere die, wie Devereux sagt, „Störungen“ und „Schwierigkeiten“, die sich aus der subjektiven Involvierung der Forschenden und der damit einhergehenden Gegenübertragung ergeben und die Devereux als die „signifikantesten und charakteristischsten Daten der Verhaltenswissenschaft“ zu behandeln vorschlägt (ebd., S. 18).

In der folgenden Darstellung wird der Fokus deshalb zunächst auf der szenisch sich entwickelnden Interaktion zwischen meinem Interviewpartner und mir liegen, den verbalen und nonverbalen Inhalten, der Gesprächsdynamik, meinen emotionalen Reaktionen auf die Situation und insbesondere den in der Auseinandersetzung mit dem Interview entstandenen, von Lorenzer als so bedeutsam erachteten „Irritationen“ (vgl. König 1996, S. 353ff.). Lorenzer schildert den psychoanalytischen Prozess als konstituiert durch das „unmittelbare“ Zusammenspiel

3 Zum in der Psychoanalyse zentralen Konzept der Gegenübertragung existiert eine breite Debatte. Gemäß *Vokabular der Psychoanalyse* (Laplanche & Pontalis 1975, S. 164) wird die Gegenübertragung als „Gesamtheit der unbewussten Reaktionen des Analytikers auf die Person des Analysanden und ganz besonders auf dessen Übertragung“ definiert. Je nach Perspektive wird die Gegenübertragung eher als ein zu eliminierender, weil auf unbewältigte neurotische Konflikte des_der Analytiker_in zurückzuführender Störfaktor wahrgenommen oder in Anknüpfung an Paula Heimann (1950) als für die Analyse wertvolle direkte emotionale Resonanz auf das Unbewusste des_der Patient_in und seine_ihre Übertragung. Ob in der psychoanalytischen oder in einer Forschungssituation ist m.E. die interaktionelle Dimension der Übertragungs-Gegenübertragungsdynamik wesentlich, insofern sie ein „intersubjektives Erfahrungsfeld“ bildet, „indem sich Übertragung und Gegenübertragung wechselseitig verschränken“ (Mertens 1991, S. 49).

zwischen Analysand_in und Analytiker_in, das mit einer sinnlich-unmittelbaren Lebenspraxis verbunden ist, auf die diese_r sich emotional einlässt (1977, S. 120). In Anknüpfung daran verstehe ich auch die Beziehung zwischen Forscher_in und Interviewpartner_in als eine sinnlich-unmittelbare Begegnung zwischen zwei Subjekten, die sich bewusst miteinander verständigen, aber zugleich unbewusst miteinander interagieren. Psychoanalytisches Verstehen im Forschungsprozess bedeutet, den Blick nicht nur auf die verbalen und nonverbalen Inhalte, sondern – im Sinne ‚szenischen Verstehens‘ – immer auch auf ebendiese Dynamiken, das eigene Mitagieren, die szenisch sich entfaltende Beziehungssituation zu richten (vgl. König 2001, S. 172). Lorenzer hat betont, dass es sich bei der Psychoanalyse nicht um eine nomologische Psychologie, sondern um eine interpretative Sozialwissenschaft handelt (vgl. König 2015). Dementsprechend wird im Folgenden der Versuch unternommen, den Prozess dieser Interpretation, insbesondere über den Einbezug der Arbeit in der Interpretationsgruppe, nachvollziehbar zu machen.

2 Zum Interview mit Arne

Arne ist ein zum Zeitpunkt des Interviews zweiundzwanzigjähriger junger Mann, der nach mehreren Aufenthalten in kinder- und jugendpsychiatrischen Institutionen dabei war, im geschützten Rahmen eine Ausbildung zu absolvieren.⁴ Das Interview war mir von einer in seiner Institution tätigen Psychologin vermittelt worden. Arne wurde mir als inzwischen ‚stabil‘ beschrieben. Arne hatte sich, wie sich im Lauf des Interviews herausstellte, zwischen seinem zehnten und zwanzigsten Lebensjahr fast täglich durch Ritzen und Schneiden an Armen und am Oberkörper verletzt.

Arne war Ende der 1980er Jahre als zweites Kind seiner Eltern geboren worden. Sein Bruder, einige Jahre älter als er, war ausgezogen, als Arne zwölf Jahre alt war. Die wohlhabende Familie lebte in einer ländlichen Gegend Deutschlands, der Vater hatte ein größeres Unternehmen aufgebaut, dem beide Eltern, Arnes Schilderungen zufolge, einen großen Teil ihrer Zeit und Aufmerksamkeit widmeten. Bereits früh war bei Arne ein ADHS diagnostiziert worden, er hatte Schwierigkeiten, die schulisch verlangten Leistungen zu erbringen, war bei Lehrer_innen und Mitschüler_innen unbeliebt und wurde gehänselt. Im Alter von zwölf Jahren wurde er Mitglied einer rechtsextremen Jugendgruppe und war dort während mehrerer

4 Sämtliche Angaben zur Person meines Interviewpartners sind pseudonymisiert und so verändert, dass seine Identität nicht rekonstruierbar ist.

Jahre aktiv. Auf meine Fragen zu seinen Aktivitäten in dieser Gruppe reagierte Arne ausweichend.

Arne hatte mir vorgeschlagen, mich am Bahnhof abzuholen. Als ich nach längerer Zugreise an seinem Wohnort ankam, erwartete mich ein gutaussehender junger Mann mit seinem Auto, auf das er sichtlich stolz war. Während der Fahrt, auf der wir über sein Auto, seine Ausbildung und mein Studium sprachen, erlebte ich ihn als charmant und sich betont ‚cool‘ gebend. Er habe eine schwierige Zeit hinter sich, inzwischen gehe es ihm jedoch gut.

Das Interview selber erlebte ich als von Beginn an enorm herausfordernd, die Dynamik zwischen uns als ausgesprochen spannungsgeladen, auf mir merkwürdig erscheinende Weise zugleich schleppend und atemlos in rasantem Tempo ablaufend. Arne hatte mich eingeladen, am Küchentisch Platz zu nehmen und so saßen wir uns in der Küche der kleinen, karg eingerichteten Wohnung gegenüber. Nachdem ich Arne bereits auf der Autofahrt erklärt hatte, dass ich ihn zunächst bitten würde, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, begann er, sobald ich mein Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, zu erzählen:⁵

A: Mein Leben. Also. Eigentlich hat alles angefangen mit neun. Haben mich meine Eltern dann irgendwann, sagten, dass ich irgendwie was in der Klatsche hab, dann wollten sie mich in so ne Therapie stecken, hat aber nicht geklappt und dann hab ich dann mit zehn angefangen zu ritzen.

I: Mhm.

A: Und dann ab zehn eigentlich fast jeden Tag.

I: Okay

A: Bis ich dann, das letzte Mal hab ich dann mit zwanzig, fast zehn Jahre/

I: Mhm.

A: durchgehend jeden Tag

I: Okay.

A: Hab dann, sieben Jahre, sechs sieben Jahre in der Psychiatrie gelebt.

I: Mhm.

A: Bis jetzt. In der Kinderpsychiatrie, Jugendtherapie, verschiedene Therapien gemacht.

5 Die Interviews wurden von mir relativ frei geführt; ich leitete sie mit der an meine Interviewpartner_innen gerichteten Aufforderung ein, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Je nachdem, wie sie mit dieser Erzählaufforderung umgingen, hielt ich mich eher zurück und hörte vor allem zu, oder griff, wenn ich merkte, dass ihnen das freie Erzählen schwer fiel, stärker strukturierend ein. Wenn sie nicht selber auf diese Themen zu sprechen kamen, stellte ich in einem zweiten Teil Nachfragen zum Erleben ihres selbstverletzenden Verhaltens, den von ihnen selbst vermuteten Gründen hierfür, zu den für sie wichtigen Beziehungen, zu ihrem Selbstbild, etc.

I: Mhm.

A: Hat nichts gebracht. Und [überlegt]. Jo. (Bürgermeister 2008, Z. 8–17).⁶

Arne eröffnet die Schilderung seiner Lebensgeschichte mit den Worten, wie die Eltern, als er selber neun Jahre alt war, gesagt hätten, dass er „was in der Klatsche“ habe und ihn deshalb in eine Therapie stecken wollten, und wie er als Zehnjähriger angefangen habe, sich fast täglich zu ritzen. Seine Erzählung wirkte auf mich wie ein Rapport, kurz und knapp. Bereits im dritten Satz wird eine massive Abwertung zum Ausdruck gebracht, der Blick von außen auf das Kind, das Arne war, das „was in der Klatsche“ habe, das man in die Therapie schickt, in der Psychiatrie unterbringt, dem aber letztlich nicht zu helfen sei. Nach einem kurzen Innehalten fährt Arne fort:

A: Ich war immer anders als andere, früher, weil ich auch ADHS hatt‘.

I: Mhm.

A: Und das haben die meisten auch nicht verstanden, haben, auch damals in der ersten Klasse, haben Lehrer gesagt, dass ich es eh nicht schaff’ und eh bescheuert wär’ in dem Sinn. Das prägt dich halt schon irgendwie alles. Meine Eltern waren ja auch nie daheim, mein Vater war immer arbeiten, ein eigenes Geschäft, und da war Karriere wichtiger als Kinder. Haben halt ein Hausmädchen gehabt in dem Sinn. Und. Jaja [lacht]. (ebd., Z. 17–22)

Arne thematisiert sein „Anderssein“, das ADHS, das Nicht-Verstanden-Werden von den Anderen, die Abwertungen durch Lehrpersonen, die ihn als „bescheuert“ abstempelten, die Abwesenheit der Eltern, denen die Karriere wichtiger zu sein schien als er. Er erzählt eine kurze, traurig stimmende Geschichte, die er mit einem Lachen unterbricht. Da Arne von sich aus nicht fortfährt, frage ich nach:

I: Mhm. Und was heisst, also, du hast gesagt, dass du was in der Klatsche hättest. Oder wie hast du dem gesagt?

A: Genau, dass im Kopf was nicht richtig ist.

I: Haben sie gesagt. Die Lehrer?

A: Meine Eltern auch. Mein Vater halt. Mein Vater. Wurde halt oft gehänselt früher.

I: Mhm.

A: Und hab ich mich mit vierzehn, fünfzehn, vierzehn irgendwann angefangen mich zu wehren, wo mich alle gehänselt haben, hab ich dann, extrem zugenommen, hab ich irgendwann 110 Kilo gehabt/

I: Mhm.

6 Die in diesem Aufsatz verwendeten Interviewauszüge sind an den Originaltranskripten orientiert. Um eine bessere Lesbarkeit zu erzielen, wurden im Rahmen dieses Aufsatzes manche Passagen geringfügig verändert.

- A: und hab mich dann auch mit Fäusten gewehrt.
I: Mhm.
A: Aber das auch nur zwei, drei Mal, wo ich gemerkt hab, dass ich mir eigentlich lieber selbst weh tu, bevor ich anderen weh tu.
I: Dass du dir lieber selbst weh tust/
A: Genau.
I: bevor du anderen weh tust. Mhm.
[kurze Pause, unsicher wirkendes Lachen beider]
A: Ja, weiss nicht, was soll ich noch erzählen? (ebd., Z. 23–34).

An dieser Stelle setzt Arne erst einmal einen Punkt unter die Erzählung, markiert durch ein „weiß nicht, was soll ich noch erzählen?“, was eine in biographischen Interviews häufig erfolgende Setzung zur Beendigung einer Erzählung ist. Während ein solcher Abschluss der Narration bei manchen Interviewpartner_innen nach zwanzig Minuten, bei anderen nach anderthalb Stunden erfolgte, leitete Arne sie nach wenigen Minuten ein. Arne beginnt seine Geschichte also dort, wo er mit dem Ritzen anfing, berichtet von einer ganzen Reihe an Entwertungen und erwähnt kurz, dass er Aggressionen gegen andere richtete. Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview wird er erzählen, dass sein Übergewicht u. a. durch das Spritzen von Anabolika zustande kam. So wollte er sich mittels eines starken Körpers Respekt und Anerkennung verschaffen. Arne beendet die Erzählung mit den Worten, gemerkt zu haben, dass er lieber sich selber verletze, bevor er andere verletze. Hier zeigt sich, wie stark Aggression und Autoaggression Arnes bisherige Beziehungserfahrungen (mit anderen, mit sich selber) prägen, aber auch Arnes verzweifeltes Ringen um ein Überleben in einer Welt, in der er primär Entwertung erfährt.

In seinen Schilderungen wird etwas deutlich, was auch in meinem Erleben in diesen ersten Minuten des Interviews vorherrschend war: Das Interview könnte an dieser Stelle von einem Augenblick zum anderen beendet werden. Arne hat sein bisheriges Leben kurz und knapp auf den Punkt gebracht, es bestand aus Entwertungen, Psychiatrie und täglichem Ritzen. Und nun? Erschrocken, dass das Gespräch hier bereits ins Stocken zu geraten drohte, gingen mir folgende Gedanken durch den Kopf: „Wie sollen wir bloß die Stunde, die fürs Interview eingeplant waren, füllen? Was soll ich überhaupt noch fragen?“ Die Phantasie, dass Arne mich demnächst hinauswerfen würde, setzte sich in mir fest. Ich versuchte, den drohenden Abbruch durch eine weitere Frage zu verhindern:

- I: Ja vielleicht so ein bisschen, wie bist du aufgewachsen, was hast du so gemacht in deinem Leben?
A: Wie ich aufgewachsen bin?
I: Mhm.

A: Allein [kurzes Schweigen]. Also, die Eltern waren ja nicht da, nur halt dann unsere Haushälterin damals, gemacht hab ich nicht viel/

I: Mhm.

A: in meinem Leben bis jetzt. Die letzten zwei Jahre, wo ich jetzt gesund bin, mach ich schon sehr viel, aber früher, hatte ich das alles nicht, ich musste alles schon in jungen Jahren, alles selber machen und in dem Sinn hatte ich ja keine Kindheit oder Jugend.

I: Deine Eltern waren eigentlich nie, nie da.

A: Ne, in dem Sinn nicht.

I: Was hat denn deine Mutter gemacht?

A: Meine Mutter war auch arbeiten.

I: Ja. Sie hatten ein Geschäft und und/

A: Mein Vater hat ein Geschäft gehabt.

I: Und was hast du dann so gemacht den ganzen Tag?

A: In meinem Zimmer.

I: Mhm.

A: Mich geschnitten.

I: Okay?

A: Mhm.

I: Mhm.

A: Mehr eigentlich nicht.

I: Mhm. Und das hat niemand gemerkt?

A: Bis ich zehn, elf war, nicht, ne. (ebd., Z. 35–55).

Arne bringt erneut zum Ausdruck, wie einsam er war, wie seine Kindheit und Jugend darin bestand, allein im Zimmer zu sitzen und sich selber zu verletzen. Sein kurzer Abriss spiegelt wider, dass es darüber hinaus im Grunde nichts zu erzählen gibt. Zugleich setzt eine Interaktionsdynamik ein, die das ganze Interview prägt. Es scheint mir schwer zu fallen, Arne zum Erzählen zu ermutigen, ich habe das Gefühl, Arne jedes Wort aus der Nase ziehen zu müssen. Irritiert nehme ich wahr, wie sich zwischen uns eine Frage-Antwort-Dynamik entwickelt, in der Frage und Antwort Schlag auf Schlag erfolgen, als dürfte es keine Pausen geben. Gleichzeitig scheint das Gespräch nicht ins Fließen zu kommen. Mir fällt selber auf, dass ich wiederholt klassische ‚Interviewfehler‘ begehe, geschlossene Fragen stelle und gleichzeitig unter enormen Druck gerate, das Gespräch ständig in Bewegung und lebendig halten zu müssen. Anhand der oben abgebildeten Sequenz wird deutlich, wie ich mich als Interviewerin, stärker als in anderen Interviews, offenbar veranlasst sehe, auf Arnes Gesprächsbeiträge sogleich zu reagieren, nachzufragen, zu bestätigen oder Inhalte zu verstärken. So mache ich etwa aus dem „die Eltern waren ja nicht da“ ein „nie, nie da“. Als Arne sehr früh einen vorläufigen Punkt unter seine Erzählung setzt, reagiere ich nebst der Aufforderung, über sein Aufwachsen zu erzählen, darauf spontan mit der zusätzlichen Frage danach, was er so

„gemacht“ habe in seinem Leben. Eigentlich wollte ich mir mit dieser Frage ein Bild davon machen, wie sich Arnes Alltag als Kind und Jugendlicher gestaltete. Wie später die Interpretation in der tiefenhermeneutischen Gruppe gezeigt hat, könnte man die szenische Gestalt der so formulierten Frage auch als Manifestation einer Aufforderung verstehen, etwas ‚Produktives‘ zu berichten. Damit wäre ich in dieser Szene unbewusst in die Rolle eines ungeduldigen Lehrers oder genervter Eltern geraten, die Leistung sehen wollen. Eine Leistung, die Arne jedoch nicht erfüllen kann. Wie sich im Laufe des Interviews herausstellen wird, war für den Vater Leistung tatsächlich sehr wichtig. Dieser Vater, ein erfolgreicher Unternehmer, hat Arne oft massiv entwertet. Das Thema der abwesenden Eltern, das bereits in diesen ersten Äußerungen Arnes zum Ausdruck kommt, bestimmt den weiteren Verlauf des Interviews und prägt auch mein Erleben. Es gelingt mir während des gesamten Interviews kaum, innere Bilder und Phantasien von Arnes Eltern und dem familiären Zusammenleben zu entwickeln, ein Phänomen, das sich in der Interaktion mit Menschen, die an frühen Bindungstraumata leiden, häufig beobachten lässt.

Auf mein wiederholtes Nachhaken hin entsteht im weiteren Verlauf des Interviews schließlich doch allmählich ein Bild von Arnes Jugendzeit. Er erzählt, dass er als Zwölfjähriger bereits in die Psychiatrie eingewiesen wurde, eine Situation, die er als „besser als draußen“ beschreibt, weil er sich dort, unter „Gleichgesinn-ten“, akzeptiert fühlte, während er „draußen“ gehänselt worden sei (ebd., Z. 59–82). Dann erzählt er von seiner Ausbildung, die er kurz vor den Prüfungen abgebrochen habe, weil er, wie er sagt, „einfach keinen Bock mehr“ hatte. Zu jener Zeit sei auch das Schneiden und Ritzen schlimmer geworden (ebd., Z. 84–115). Er habe „viel Scheiße“ gebaut. Als ich nachfrage, was er damit meine, erzählt er, wie er in die rechte Szene „reingerutscht“ sei, in der er fünf oder sechs Jahre lang aktiv war. Auf mein erneutes Nachhaken hin erklärt Arne mir, dass sie dort Wehrübungen gemacht, rechtsextreme Versionen der deutschen Geschichte gelernt und „Ausländer gehasst“ hätten. Er habe zwar den Absprung geschafft und könne heute mit der rechtsextremen Ideologie nicht mehr viel anfangen; dennoch sei er froh um die „Lebenserfahrung“, die er während der Jahre in der Jugendgruppe gesammelt habe (ebd., Z. 119–251). Nach diesen ersten zwanzig Minuten erklärt Arne, dass er nun nichts mehr zu erzählen wisse. Als ich daraufhin versuche, mehr über seine Beziehungen, zu den Eltern, zu Gleichaltrigen, über Freundschaften oder Liebesbeziehungen zu erfahren, reagiert er jeweils freundlich, aber kurz angebunden. Er habe zwar Freundinnen gehabt, allerdings, wie er meint, „nichts Richtiges“ (ebd., Z. 288).

Die Beziehungserfahrungen, von denen Arne berichtet, sind fast durchgehend geprägt von Entwertung, Aggression und Distanz. Den Vater beschreibt er ent-

weder als abwesend oder als abweisend. Die Mutter wird von Arne als „immer am Arbeiten“, als „eigentlich immer ganz nett“ geschildert. Sie habe sich nicht wehren können gegen den Vater (ebd., Z. 519–521). Weder die Mutter noch die Beziehung, die Arne zu ihr hatte, werden aus seinen Schilderungen für mich bildhaft fassbar. Beziehungen zu Gleichaltrigen scheinen dagegen entweder geprägt von offener Aggression auf beiden Seiten oder aber wie bei der rechtsextremen Gruppe als eine Aggression, welche die Gruppe verbindet und gemeinsam gegen ‚Ausländer_innen‘ richtet.

Die emotionale Dynamik, die Arnes Beziehungserfahrungen zu prägen scheinen, reinszeniert sich in meinem eigenen Erleben der Interviewsituation. Arne gibt mir kurz und knapp Antwort, immer wieder drohen Gesprächs- und Beziehungsabbrüche. Er hält mich, so mein Erleben, auf Distanz, zugleich habe ich das Gefühl, ihm permanent viel zu nahe zu kommen. Ich nehme wahr, wie ich mich durch meinen Interviewpartner eingeschüchtert fühle, was sich in meiner wiederkehrend hohen, unsicher klingenden Stimme spiegelt. Die erschütternden Schilderungen Arnes, wie er als Zehnjähriger allein in seinem Zimmer saß und sich selber verletzte, berühren mich während des Interviews auf einer emotionalen Ebene nur beschränkt. Ich scheine zu beschäftigt damit zu sein, auf irgendeine Weise mit Arne in Kontakt zu bleiben, mir immer wieder neue Fragen auszudenken, um das Gespräch in Fluss zu halten. Zudem kämpfe ich gegen das in mir aufsteigende Gefühl an, eine schlechte Interviewerin, ein unbrauchbares Gegenüber zu sein.⁷ In jenen Momenten, in denen die Anspannung in mir etwas nachlässt, finde ich mich wieder in der Rolle einer jungen Frau, die Arne im Auto abholt und die er zu beeindrucken versucht mit seinen Muskeln, seiner in der rechtsextremen Jugendgruppe gesammelten Lebenserfahrung und seiner Coolness.

3 Selbstverletzende Handlungen im Interview

Im zweiten Teil des Interviews habe ich versucht, das Thema selbstverletzendes Verhalten stärker in den Fokus zu rücken. Arne beschreibt mir, dass das Ritzen für ihn wie eine „Sucht“ gewesen sei, er sich fast täglich geschnitten, einmal auch verätzt habe. Er betont, dass er an seinem Körper über 1000 Schnitte habe, unterstreicht die Bedeutung seiner Worte durch eine Geste, indem er mir seine mit Narben übersäten Arme zeigt. Arne erzählt, dass er sich vor dem Ritzen oft wie „tot“

7 Wie ausgeprägt die Insuffizienzgefühle sein können, die im Kontakt mit Patient_innen, die sich selber verletzen, aufkommen, wird u.a. auch von Sachsse (2002) beschrieben.

gefühlt habe, wie ihn der Gedanke bedrängt habe, „dass ich mich ritzen muss, dass ich so schlecht bin, dass ich eh nichts hinkrieg’, dass ich mich tot fühle“. Und: „Wenn ich mich ritze, muss ich mich wieder spüren irgendwie, dass ich noch lebe, dass ich was bin, in dem Sinn, dass ich was kann, also, mich verletzen halt“ (ebd., Z. 300–304). Sobald er mit jemandem Stress gehabt habe, habe er sich selber verletzt. Er hasse Gewalt. Er betont, dass er „nur einmal“ in seinem Leben eine Strafanzeige wegen Körperverletzung bekommen habe. Dies sei passiert, als er miterlebt habe, wie eine Freundin von einem Typen geschlagen worden sei, woraufhin er diesen mit einem Regenschirm krankenhausreif geschlagen habe (ebd., Z. 665–680).

Ich werde im Folgenden eine Sequenz unserer Interaktion abbilden, die in der Interpretationsgruppensitzung viel ausgelöst hat und die spezifische Interaktionsdynamik, die sich zwischen Arne und mir entwickelt hat, deutlich zeigt. Da die Auseinandersetzung mit sich so konstellierenden Szenen in der Tiefenhermeneutik eine zentrale Rolle spielt, bilde ich die entsprechende Interviewsequenz in der ganzen Länge ab, selbst wenn ich dabei, wie mir auch wiederholt rückgemeldet wurde, den Lesenden einiges zumute:⁸

I: Also ich versuch mir halt immer noch so ein bisschen ein Bild zu machen, wenn du sagst, du ritzt dich, was da genau passiert, kannst du mir eine Situation beschreiben, wo du dich erinnerst, was dir da für Gedanken durch den Kopf gehen?

A: Die Gedanken?

I: Ja.

A: Die Gedanken sind da, dass du einfach, du bist nix, du wirst/ so dieses, du kannst nix, du [überlegt] das sind eigentlich die Hauptgedanken.

I: Nja. Mhm.

A: Bei mir halt, ne.

I: Mhm. Und was fühlst du da?

A: Nix.

I: Nichts.

A: Du hast auch keinen Schmerz, ich musste ja keinen Schmerz fühlen, weil viele wollen ja einen Schmerz spüren, wenn sie sich ritzen. Aber ich muss aber das Blut sehen, ich hab keinen Schmerz gefühlt, ich konnte so tief runterritzen, wie ich will, aber wenn ich meine Knochen berührt hab, schon, hab ich auch schon, aber trotzdem keine/ nichts gespürt, nur das Blut musste ich halt fließen sehen, dass der Weg weitergeht, für mich war das Blut, das fließt, der Weg geht weiter in meinem Leben.

I: Okay. Du lebst.

A: Hört sich krank an, ist aber so.

I: Mhm.

[kurzes Schweigen] (ebd., Z. 806–824).

8 Vgl. hierzu später die Ausführungen in der folgenden Fußnote.

Auf meine Frage hin beschreibt Arne, wie er dies mehrmals im Interview tut, dass ihm in Momenten, in denen er sich selber verletzt, die auch von seinem Vater immer wieder gehörten Sätze „Du bist nix, du wirst nix, du kannst nix“ durch den Kopf gehen. Er erklärt, keinen Schmerz zu fühlen, selbst wenn er sich bis auf die Knochen ritze, und beschreibt, wie wichtig es für ihn gewesen sei, das fließende Blut zu sehen. Ich frage weiter:

I: Und wie, wie fühlst sich das an, wenn du so das Blut siehst, das so kommt, also, was macht das mit dir?

A: Macht dich glücklich.

I: Glücklich.

A: Mhm. Aber nur für eine bestimmte Zeit halt, bis es aufhört. Wenn's aufhört zu bluten, bist wieder im gleichen Zustand.

I: Und dann machst du es wieder.

A: Dann machst es wieder.

I: Mhm.

A: Mhm. (ebd., Z. 825–834).

Es ist, als könnte ich nicht aufhören nachzubohren, es folgt immer und immer wieder eine weitere Frage von meiner Seite:

I: Und kannst du dich erinnern, wie du das erste Mal, als du das gemacht hast, wie du dazu kamst?

A: Ne, eigentlich, ich glaub nicht.

I: Mhm.

A: Mhm. Ich weiß nur, dass das meine erste war [zeigt eine große Narbe an seinem Arm] hier, das war meine allererste. Aber warum wie, warum, das weiß ich nicht mehr. Weiß nur, dass vom Spitz das Metall, dieses scharfe Ding da, das war's.

I: Okay.

A: Aber warum, wieso, weshalb, keine Ahnung. Aber das weiß ich, dass das meine allererste Narbe war, von den ganzen Tausenden. Ich wollt sie ja mal zählen, aber bei 600 hab ich aufgehört. Konnte ich nicht mehr zählen.

I: Okay. Ui. Und dann saßt du einfach zuhause in deinem Zimmer und allein, du hast nichts gemacht außer dich zu/

A: Und hab das Blut auf den Boden blubbern lassen.

I: Mhm.

A: Hab dann mit, Handtuch eingerollt, dass, wenn es hart geworden ist, es dann wieder wegreißen kann, dass es dann halt wieder aufgeht, zum Arzt geh' ich auch nicht öfter. Nur wenn halt, weiß auch nicht, bin eigentlich nie freiwillig zum Arzt gegangen. Nur wenn's nach vier, fünf Tagen immer noch offen war. Ich hab 320 oder 345 Stiche, musste ich nähen, bis jetzt so um den Dreh rum, kann auch mehr sein, aber schon ein Haufen.

I: Wie war das, also wenn du dann zum Arzt gegangen bist und das nähen musstest?

A: Dann war ich wieder relativ normal im Kopf, dann hat es schon wehgetan. Wenn er grad mit der Nadel da rein sticht, zum Betäuben [lacht]. Haben sie dich halt immer so zugelabert, als ich noch jünger war, warum machst denn das und blablabla und erzähl und jenes. Mhm. (ebd., Z. 835–843).

Forciert durch meine Fragen, beschreibt Arne hier detailliert, wie aggressiv er mit sich selber umgeht, wie er sich immer wieder schneidet, wie er seinen Körper zum Bluten bringt, wie er seine Wunden aufreißt, um den Heilungsprozess zu unterlaufen, wie er sich vom Arzt in die Arme stechen lässt und sich immer wieder neue Schmerz zufügt. Im Rahmen der tiefenhermeneutischen Analyse wird deutlich werden, wie sehr Arnes Umgang mit sich selber (er geht weit – bis auf die Knochen –, wenn er sich schneidet) und mein Interagieren als Interviewerin mit ihm (ich gehe mit meinen Fragen ebenfalls weit, zu weit, wie mir im Nachhinein schien, ‚bohre‘ immer wieder nach) konvergiert.⁹ Auffallend ist auch mein mich im Nachhinein stark irritierendes „ui“ als Reaktion auf Arnes Schilderung, wie er sich schneidet und wie viele Narben er habe. Diese Reaktion legt die Vermutung nahe, dass bei mir als ZuhörerIn – bzw. an dieser Stelle fast eher als ZuschauerIn – unbewusst eine gewisse Faszination entstanden ist.

Ausdruck davon, dass ich als Interviewerin affektiv stark ins Interviewgeschehen involviert war, war auch meine Verfassung nach Beenden des Interviews: Ziemlich lange irrte ich, nachdem Arne und ich uns verabschiedet hatten, orientierungslos im Dorf umher, fand den mit der Psychologin der Institution für ein Treffen nach dem Interview vereinbarten Treffpunkt nicht, fühlte mich erschöpft und durcheinander, entwickelte angesichts der einbrechenden Dunkelheit Phantasien von gewaltbereiten Neonazis, die mir auflauern könnten. Ich machte mir Vorwürfe bezüglich meines Vorgehens als Interviewerin, fragte mich, weshalb ich immer wieder nachgehakt hatte, obwohl Arne doch im Interview mehrmals betont hatte,

9 Ich bin mir bewusst, dass sich im Akt der Darstellung dieser Interaktion erneut etwas von dieser Dynamik re-inszeniert, es sowohl eine gewisse Aggression (meinem Interviewpartner gegenüber) wie auch ein Stück Autoaggression (mir selber gegenüber) erfordert, meinen Interviewpartner, mich und unsere Interaktion auf diese Weise sichtbar zu machen und den Lesenden zuzumuten. Es entstanden denn auch, wie ich noch zeigen werde, heftige Aggressionen mir als Interviewerin und Forscherin gegenüber. Tiefenhermeneutisch betrachtet ist diese ‚Zumutung‘ zugleich ein Beispiel dafür, wie sich im Text-Leser_innen-Verhältnis spezifische Beziehungsaspekte wiederholend in Szene setzen und verweist darauf, in welchem Ausmaß durch das Lesen und Interpretieren in der Gruppe die im Text objektivierte Lebenspraxis lebendig wird, indem sich die Interpret_innen mit verschiedenen Anteilen der Szene, mit dem Interviewten oder mir identifizieren (vgl. hierzu die methodologische Einleitung von H.D. König in diesem Band).

dass er nun nichts mehr zu erzählen wisse. Zugleich beschäftigte mich ein Satz, der mir am Ende des Interviews, das ich wie sonst auch bewusst ressourcenorientiert mit Fragen nach Wünschen bezüglich der eigenen Zukunft abschloss, durch den Kopf geschossen war und der mir ‚merkwürdig‘, weil ‚irgendwie nicht so recht zu mir passend‘ erschien: „Ich hab mich gut geschlagen“.

4 Tiefenhermeneutischer Analyseprozess 1: Irritationen in der Interpretationsgruppe

In der Tiefenhermeneutik werden Phänomene wie die durch die Narration des Interviewten und durch die Interaktion mit ihm ausgelösten emotionale Reaktionen, Irritationen oder Fragen, wie sich in diesem szenischen Kontext auftretende ‚Merkwürdigkeiten‘ verstehen lassen, anders als bei der Auswertung von Datenmaterial mit anderen sozialwissenschaftlichen Methoden nicht als subjektive Eindrücke abgewertet oder als die Sache störend eliminiert. Vielmehr sind die subjektiven Reaktionen wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses, denen es Gehör zu schenken gilt. Hilfreich ist dabei die gemeinsame Interpretation in der Forscher_innengruppe (vgl. König 1997, S. 229), die einen zusätzlichen Raum zur Verfügung stellt, in dem nicht nur eine Auseinandersetzung mit dem zu analysierenden Textmaterial, sondern auch mit den verschiedenen subjektiven Reaktionen der Forscher_innen stattfinden kann. Dabei geschieht auch dies nicht nur auf einer intellektuell-theoretischen Ebene, sondern durch Einbezug der emotionalen Reaktionen und der ausgelösten Gruppendynamik. In diesem Falle waren die Reaktionen der Gruppe – die in einer von uns Blitzlicht-Runde bezeichneten ersten Interpretationsphase bewusst möglichst ungefiltert zum Ausdruck gebracht werden sollten – ähnlich heftig wie meine eigenen. Während die einen Gruppenmitglieder beeindruckt waren von meinem aus ihrer Sicht „empathischen Mitgehen“¹⁰ mit Arne, kritisierten andere mich auf eine Weise, die ich selber als „scharf“ erlebte, äußerten, dass die Beschäftigung mit dem Interview in ihnen starke Wut auf mich als Forscherin ausgelöst hatte, beschrieben mich als aggressiv und invasiv. Ein Gruppenmitglied verglich mein Fragen mit dem „Messer, mit dem Arne sich selber schneidet“. Wieder andere schilderten Gefühle der Angst um mich, entwickelten Phantasien über Arnes potentielle Gefährlichkeit als möglicherweise nach wie vor gewaltbereitem Rechtsextremen, sowie Wut darüber, dass Arne mir – und ihnen – all diese Schilderungen zumutete, uns damit „quäle“. Auch

10 Die hier geschilderten Inhalte der Gruppeninterpretationssitzungen entstammen den von mir im Verlauf dieser Sitzungen angefertigten handschriftlichen Notizen.

mein „ui“ sorgte für Irritation, die Frage, inwiefern das „Quälende“ auch bei uns beiden durchaus einen lustvollen Anteil beinhaltete, wurde thematisiert. Ich selber fühlte mich zunehmend unbehaglich in der mir eigentlich vertrauten Gruppe, gab vor allem denjenigen Mitgliedern recht, die mich kritisierten, schämte mich vor der Gruppe und erlebte starke Insuffizienz- und Schuldgefühle angesichts dessen, als Forscherin und damals angehende Psychotherapeutin einem Menschen derart aggressiv begegnet zu sein.

Als es mir nach einer Weile schließlich gelang, mein Erleben in Worte zu fassen und der Gruppe gegenüber auszusprechen, kam es zu einer gewissen Entspannung sowohl bei mir als auch in der Interpretationsgruppe. Es wurde möglich, die heftigen Affekte in der Gruppe als Gegenübertragung auf die von mir eingebrachte Interviewsituation zu verstehen. Anhand der konkreten Szenen im Interview reflektierten wir, wie es dazu kam, dass mein Fragen von einem Gruppenmitglied wie das „Messer, mit dem Arne sich schneidet“ erlebt wurde, oder ich selber am Schluss des Interviews mit dem Gedanken zurückblieb, dass ich „mich gut geschlagen“ hatte. Wir stellten fest, wie treffend hiermit die zwischen Arne und mir entstehende Dynamik im Grunde erfasst war: Fragen und Antworten erfolgten teilweise tatsächlich „Schlag auf Schlag“. Während sich das Gespräch zu Beginn trotz des rasanten Tempos eher abgehackt und stockend darstellte, schien es zunehmend dann zu „fließen“, als Arne mir auf meine Fragen hin ganz konkret schilderte, wie er sich selber verletzt hat und wie er das Blut fließen sehen musste. Im Interview waren es meine Fragen, die das Gespräch am Fließen hielten. Anders als ich es von anderen biographisch orientierten Interviews kenne, erzählte Arne von sich aus kaum etwas. Es war fast so, als würden sich die Szenen, die in Arnes Erzählung Gestalt annahmen, in den Szenen, die sich zwischen ihm und mir entwickelten, reproduzieren. Arne erzählte, dass er erst durch das Ritzen spüre, dass er noch lebe, lebendig sei, „dass der Weg weitergeht“. Im Interview geschieht etwas Ähnliches: Zunächst entsteht der Eindruck, als wäre im Gespräch zwischen uns nur beschränkt ein Kontakt möglich. Meinem Erinnerungsprotokoll zufolge hatte ich sogar die Phantasie, dass das Gespräch nach wenigen Minuten abbrechen, Arne mich „hinauswerfen“ würde. ‚Lebendig‘ wurde es eher dann, wenn – mittels meiner zuweilen tatsächlich aggressiv und invasiv anmutenden Fragen – „geritzt“ wurde, auch wenn die dadurch möglichen Einblicke in Arnes Erleben emotional nur schwer erträglich waren. Das Wort „quälen“, das ein Mitglied der Interpretationsgruppe verwendete, um sein Erleben meiner Fragen zu schildern, beschreibt den emotionalen Gehalt der zwischen Arne und mir sich entwickelnden Szenen insofern treffend. Die unterschiedlichen Reaktionen in der Gruppe wiesen zugleich darauf hin, dass nicht immer klar ist, wer denn nun wen „quälte“. Quälte ich meinen Interviewpartner mit meinen Fragen – oder er mich mit seinen Antworten?

Die Tiefenhermeneutik konzeptualisiert Interaktionen als doppelbödig und geht davon aus, dass sich die Bedeutung von Szenen in der Spannung zwischen manifesten und latenten Sinngehalten entfaltet. Wichtig ist, dass es sich dabei um heuristische Konzepte handelt, mit welchen erkenntnistheoretisch gefasst wird, was sich in psychoanalytisch perspektivierten Individuations- und Sozialisationsprozessen abspielt. Das heißt im vorliegenden Fall: Auf der manifesten Bedeutungsebene des Interviews, die der inhaltsanalytischen Untersuchung gut zugänglich ist, ereignet sich das, was ursprüngliches Anliegen meines Forschungsvorhabens war: Ich bitte Arne, mir seine Geschichte zu erzählen und stelle ihm Fragen zu selbstverletzenden Handlungen. Arne gibt mir Antworten und „liefert“ – diesen in einem Erinnerungsprotokoll von mir so notierten Begriff verwende ich hier bewusst – mir Informationen zur Frage etwa nach auslösenden und aufrechterhaltenden Bedingungen seiner Symptomatik, deren Funktionalität und damit einhergehenden Gefühlen und Gedanken. Dies ist ein Zugang, der im klinischen Kontext zu den bewährten Standardmethoden im Umgang mit selbstverletzenden Handlungen gehört. Die Auseinandersetzung mit der Gegenübertragung, den affektiven Reaktionen, Irritationen und Verstehenszugängen, mit denen die Forscherin und die Interpretationsgruppe reagieren, offenbart, dass in der Interviewsituation etwas geschehen ist, das über die sprachlich-inhaltlich zugängliche manifeste Ebene des Textes hinausgeht und sich auf einer latenten Ebene abspielt, auf der die geschilderte affektive Dynamik zustande kommt. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie die tiefenhermeneutische Rekonstruktion einen Zugang zu dieser latenten Bedeutungsebene eröffnet.

5 Szenische Fallrekonstruktion und theoretisches Begreifen

Im klinischen Kontext wird eine Dynamik, in welcher der_die Therapeut_in affektiv stark involviert wird, sich auf eine Weise verhält oder kommuniziert, die ihn_sie selber irritiert oder auf andere irritierend wirkt, häufig als Hinweis auf eine mögliche projektive Identifizierung verstanden. Bei der projektiven Identifizierung handelt es sich um einen komplexen intra- und interpsychischen Prozess, bei dem im Sinne eines Schutzmechanismus nicht-integrierte, bedrohlich erlebte Selbstanteile und innere Objekte abgespalten, externalisiert und bei einem Gegenüber deponiert werden. Ausgeprägter als bei der Projektion kann bei der projektiven Identifizierung beim Gegenüber ein Druck entstehen, dieser Projektion zu entsprechen (vgl. Ogden 1988). Dies kann subjektiv als Manipulation erlebt werden, häufig fühlt sich das Gegenüber aber auch einfach verwirrt, bedrängt oder

körperlich unwohl. Projektive Identifizierungen sind frühe Bewältigungsversuche überfordernder emotionaler Zustände und destruktiver Beziehungserfahrungen, die sich bei allen Menschen finden, besonders jedoch bei Menschen mit frühen Traumatisierungen. In einer Therapie ermöglichen es projektive Identifizierungsprozesse dem_der Psychoanalytiker_in, über das eigene Involviertsein einen Zugang zu finden zu jenen Anteilen im Erleben des Gegenübers, die (noch) nicht symbolisier- und sprachlich fassbar sind. Durch die unmittelbare Teilhabe an der in der Begegnung stattfindenden Aktualisierung einer durch frühkindliche Erfahrungen gebildeten Objektbeziehungsdynamik erhält der_die Psychoanalytiker_in gewissermaßen einen Einblick in das innere Beziehungserleben des Gegenübers (vgl. Ogden 1988, S. 19), projektiver Identifizierung kommt insofern auch eine kommunikative Funktion zu (ebd., S. 1).

Lorenzer zieht eine Parallele zwischen Psychoanalytiker_in und Forscher_in: „Beide müssen sich in ein Verhältnis zu dem, was sie verstehen wollen, einlassen, indem sie als Akteur in das angebotene Drama ‚einsteigen‘. Das Verstehen gründet in der szenischen Anteilnahme“ (1986, S. 62). Bezogen auf das Interview mit Arne könnten die zuvor beschriebene, sich später in der Interpretationsgruppe reinszenierende Dynamik und die damit einhergehenden Affekte als Hinweis darauf interpretiert werden, dass die Interviewerin in der gemeinsam konstellierte Szene zum einen unbewusst identifiziert ist mit dem aggressiven Selbstanteil ihres Interviewpartners und diesen auf der Handlungsebene auch ausagiert (sie „ritz“t“, ist mit ihren Fragen „wie ein Messer“, „schlägt sich gut“). Zum anderen ist sie konfrontiert mit kaum erträglichen emotionalen Zuständen. Diese werden deutlich im insgesamt auf einem hohen Spannungsniveau sich abspielenden Interview in Phantasien von Beziehungsabbruch (hinausgeworfen werden),¹¹ wiederkehrenden Insuffizienzgefühlen und Verunsicherung (mit hoher Stimme sprechen), nach dem Interview in Form von Verwirrung, Orientierungslosigkeit, Erschöpfung und paranoid gefärbten Ängsten vor Verfolgung. In der Interpretationsgruppe entsteht eine Dynamik, in der die Forscherin die Gruppe als aggressiv erlebt, während sie selber sich mit Scham-, Schuld- und Insuffizienzgefühlen quält, Gefühle, die sie auch während des Schreibprozesses wiederkehrend belasteten. Die Forscherin erlebt diese Phantasien und Affekte als ihre eigenen, aber es lässt sich auch hier fragen, inwiefern es sich zumindest teilweise um identifikatorische Übernahmen von Phantasien und Affekten ihres gegen außen so ‚cool‘ und überlegen wirkenden Interviewpartners handelt, der diese externalisiert, weil sie mit seinem aktuellen

11 Die Phantasie könnte psychoanalytisch durchaus auch als abgewehrter eigener Wunsch der Interviewerin interpretiert werden, aufgrund der angespannten Interviewsituation den Interviewpartner hinauswerfen zu wollen und das Interview abubrechen.

Selbstkonzept möglicherweise – so, wie er sich vor dem Interview im Auto präsentiert – nicht vereinbar sind.

Wenn man die Beziehungserfahrungen betrachtet, von denen Arne erzählt, dann entsteht der Eindruck, dass sie durchgehend durch Abwesenheit, Entwertung und Aggression geprägt sind. Ein Gegenüber, das Halt und Resonanz hätte bieten können, scheint Arne nur beschränkt erlebt zu haben. Der Vater wird als abwesend, Leistungen einfordernd, verbal und physisch aggressiv beschrieben, die Mutter als „eigentlich immer ganz nett“, aber ebenfalls als kaum präsent, als jemand, der sich nicht wehren können gegen den Vater. Auch die Lehrer werden als entwertend beschrieben („haben Lehrer gesagt, dass ich es eh nicht schaff’ und eh bescheuert bin“).

Beziehungen zu Gleichaltrigen sind bestimmt durch Aggression. Entweder werden diese Aggressionen untereinander als Hänseleien ausgetragen oder die Gleichaltrigen tun sich zusammen, um gegen Fremdgruppen wie „Ausländer“ zu hetzen. Der Blick, den Arne auf die eigene Kindheit wirft, ist so entwertend und pathologisierend, wie es bereits die ersten drei Sätze des Interviews offenbaren: „Mein Leben. Also. Eigentlich hat alles angefangen mit neun. Haben mich meine Eltern irgendwie, sagten, dass ich irgendwie was in der Klatsche hab“. Mehrmals beschreibt Arne sich als jemand, der von anderen als jemand wahrgenommen wurde, der „nichts“ sei, jemand, aus dem „nichts“ werde. In der Interaktion mit der Interviewerin zeigt sich Arnes Schwierigkeit, in Kontakt zu kommen. Das spiegelt sich in meinem Erleben, das durch das Gefühl bestimmt wird, dass es zu keiner lebendigen Begegnung kommt, vielmehr dauernd eine Leere oder ein Abbruch droht, was ich durch ständiges Fragen zu verhindern suche. So hat sich mir die Frage gestellt, ob Arne zu Anderen und zu sich selber nur dann einen Kontakt herstellen kann, wenn dieser mit einer gewisse Aggression einhergeht.

Auch in der Beziehung Arnes zu seinem Körper zeigt sich dies: Er kann seinen Körper nicht spüren, muss ihn mit Anabolika aufblähen und mit militärischen Übungen disziplinieren und stärken, so dass er Präsenz und Potenz erhält. Oder dann wird er durch Schneiden und Ritzen zum Leben gebracht. Der Körper kann mit Küchenhoff (2000) als „Ort der Beziehungsinszenierung“ beschrieben werden, dem die Spuren interpersoneller Erfahrungen eingeschrieben sind (S. 143). Körperliches Verhalten trägt oftmals „Spuren“ aktueller oder aktualisierter Konflikte in sich, als „Botschaft“, die „gerade noch nicht bewusstseinsfähig und damit verbalisierbar ist“ (Harten und Moré 2003, S. 86) und im Körpergeschehen sowie der körperlich-szenischen Interaktion zum Ausdruck kommen. Im Falle selbstverletzender Handlungen gilt dies in spezifischer Weise (vgl. Benzel 2016). Nicht nur ein anderer Mensch, auch der eigene Körper kann – abgespalten als Nicht-Selbst – zum Objekt projektiver Identifizierungen werden (Sachsse 2002, S. 44). Hirsch

(2010) zufolge stehen Menschen, die traumatisierende Gewalt- und Deprivationserfahrungen gemacht haben, primär zwei Bewältigungsmöglichkeiten zur Verfügung: Zum einen die Dissoziation, die Abspaltung des Körper-Selbst vom Gesamtselbst, das überlebt, indem die Destruktion im vom Gesamtselbst abgespaltenen Körper gebunden wird, zum anderen die Internalisierung der Gewalt, Introjektion und Identifikation mit dem Aggressor (ebd., S. 207). Dabei könne, so Hirsch, der Körper durch seine Abspaltung „wie ein Gegenüber, ein äußeres Objekt nicht nur erlebt, sondern in Agieren und Phantasie auch behandelt werden“ (1998, S. VIII). So können Selbstverletzungen auch als Reinszenierung von (traumatisierenden) Beziehungserfahrungen verstanden werden, als eine Form der Selbstregulierung, bei der konflikthafte und destruktive Anteile des Geschehens nicht interpersonell, sondern über die Verwendung des eigenen Körpers ausagiert werden. In Arnes Schilderungen finden wir ebenso Verweise auf Zustände der Dissoziation, in denen er sich nicht mehr spürt, wie auf Reinszenierungen früherer Interaktionen zwischen Vater und Sohn: Es findet eine Identifikation mit dem ihm aggressiv begegnenden Vater statt, der Körper wird über eine Opfer-Täter-Umkehr zum Objekt der Aggression, die dadurch konkretisierbar wird. Arne muss sich so nicht mehr tot, ohnmächtig und ausgeliefert fühlen: „Wenn ich mich ritze, muss ich mich wieder spüren irgendwie, dass ich noch lebe, dass ich was bin, in dem Sinn, dass ich was kann, also, mich verletzen halt“.

Wie aus seiner Erzählung hervorgeht, hat Arne aggressive Impulse durchaus fremdaggressiv ausgelebt, er war mehrere Jahre in der rechtsextremen Szene aktiv. Auch ein als Feindgruppe definiertes Kollektiv kann zu einem Objekt projektiver Identifizierung werden (vgl. Pohl 2003; Streeck-Fischer 1992). Pohl spricht von einer paranoiden „Abwehr-Kampf-Haltung“, die es den in rechtsextremen Szenen agierenden Jugendlichen ermöglicht, nicht integrierte, abgespaltene, bedrohliche Selbstanteile in einer als fremd und böse definierten Gruppe externalisierend zu bekämpfen und stellvertretend zu vernichten. Das innere Bild des so konstruierten Fremden trage „Züge eines verfolgenden frühen und nun nach außen verlagerten (unassimilierten) Introjekts“, wobei aktuelle Mobilisierungen von Hass und Gewaltbereitschaft regressiv auf lebensgeschichtlich frühe Erfahrungen und deren Niederschläge, insbesondere auf Spaltungs- und Projektionsmechanismen zurückgreifen würden (2003, S. 166). So lässt sich fragen, inwiefern die paranoid gefärbten Ängste, die ich erlebte, als ich nach dem Interview mit Arne orientierungslos durch die Straßen irrte, mir vielleicht eine Ahnung von den dramatischen Szenen in Arnes frühem Beziehungserleben vermittelt haben mögen. Sowohl Streeck-Fischer als auch Pohl betonen die Notwendigkeit, das Phänomen der Fremdenfeindlichkeit in seinem gesellschaftlichen Kontext zu verstehen, insofern, als viele Jugendliche selber Erfahrung mit sozialer Ausgrenzung gemacht haben

(Streeck-Fischer 1992, S. 753), Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit als „Maßnahmen der Jugendlichen gegen einen inneren Notstand“, zur „Angstbewältigung und narzisstischen Reparation“ angesehen werden müssten (ebd., S. 762). Pohl betont dabei den geschlechtsspezifischen Aspekt der hauptsächlich von männlichen Jugendlichen¹² ausgehenden Gewaltbereitschaft im Sinne einer im Rahmen des gesellschaftlichen Männlichkeitsbildes bereitgestellten „Plombe“ zur Kittung tiefer Risse im Selbstwertgefühl“ (2003, S. 170), die einhergehen mit unter dem gesellschaftlichen Anpassungs- und Leistungsdruck in der Adoleszenz verstärkt auftretenden Krisen und Verunsicherungen (ebd., 2005, S. 262). Bei Arne zeigt sich sehr deutlich, wie (Auto-)Aggression in seiner Jugend oftmals die einzige Möglichkeit zur Selbstwertregulation darstellte, „dass ich was bin, in dem Sinn, dass ich was kann, also, mich verletzen halt“. Die Vermutung liegt nahe, dass in seinem Fall auch dem fremdaggressiven Agieren in der rechtsradikalen Gruppe diese selbstwertregulierende Funktion zukam.

6 Tiefenhermeneutischer Analyseprozess 2: Aggression im Forschungsprozess

Es wäre nun durchaus denkbar, die im Rahmen der tiefenhermeneutischen Analyse herausgearbeitete, sich in der Interpretationsgruppe wiederholende aggressive Interaktionsdynamik in erster Linie als Reaktion von Interviewerin und Gruppe auf Arnes Selbstdarstellung im Interview zu verstehen. Die sich im Verhalten der Interviewerin zeigenden aggressiv-invasiven Impulse ließen sich dann als projektiv-identifikatorisch in die Interviewerin hineinverlagerte aggressive Impulse von Arne begreifen. Klinisch tätige Autor_innen haben darauf verwiesen, wie häufig sich in Behandlungssituationen mit sich selbst verletzenden Patient_innen aggressiv bis sado-masochistisch anmutende Beziehungsdynamiken reinszenieren (vgl. Eckhardt-Henn 1998, Sachsse 2002): Ärzt_innen, Therapeut_innen und Pflegefachpersonen geraten über ihr Involviert-Sein im Sinne von Fragen, Zuhören, Sehen, Behandeln, den damit einhergehenden Affekten und deren Abwehr wechselweise und oft unbewusst in grenzverletzende, voyeuristische, insuffizient-ohnmächtige oder zuweilen auch gleichgültige Positionen. Während diese Dynamik häufig als Effekt der projektiven Identifizierungen der Patient_innen ge-

12 Auf die geschlechtsspezifischen Aspekte fremd- und selbstaggressiver Dynamiken kann in diesem Beitrag aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden. Es würde sich anbieten, diesen Aspekt auch aus einer tiefenhermeneutischen Perspektive noch näher zu beleuchten (vgl. J. König 2014).

lesen wird, hat Ermann demgegenüber, bezogen auf die psychoanalytische Situation – und meiner Erfahrung nach durchaus allgemein auf den klinischen Kontext übertragbar – treffend problematisiert, wie vorschnell Behandler_innen oft für in ihnen entstehende aggressive Gefühle die Patient_innen verantwortlich machen, ohne dass ihr eigener Anteil am Geschehen hinreichend berücksichtigt würde (vgl. Ermann 2000, S. 37). Den Grund dieser Abwehr sieht Ermann im „Erschrecken des Analytikers über die Aggression, die ja immer die seine ist, selbst wenn sie durch die projektive Abwehr des Analysanden in ihm aktiviert wird“ (ebd.). Auch im Rahmen projektiver Identifikationen, wie sie vermutlich in der Forschungssituation mit Arne eine wichtige Rolle spielten, ist jede_r der Beteiligten immer noch, wie Ogden betont, „Autor seiner eigenen Gefühle, wenn sie auch von einem ganz spezifischen Druck des Projizierenden ausgelöst sind“ (1988, S. 6).

Dies gilt selbstverständlich nicht nur für die klinische, sondern auch für die Forschungssituation. Gerade in der Auseinandersetzung mit den die Forschungssituation so stark prägenden emotionalen Reaktionen, den Scham-, Schuld- und Insuffizienzgefühlen, dem hohen Spannungsniveau und der aggressiven Dynamik erwies sich die über mehrere gemeinsame Sitzungen erstreckende Arbeit in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe als wichtig: Durch die Reflektion des Gruppenprozesses, durch die erneute Auseinandersetzung mit dem Interview sowie mit den von mir verfassten Textentwürfen wurde deutlich, dass wir uns zwar auf der manifesten Ebene mit Arnes Geschichte, dem Interview und dem Verhalten der Forscherin auseinandersetzen. Zunehmend wurde uns jedoch bewusst, dass die affektive Resonanz, wie sie insbesondere zu Beginn der gemeinsamen Interpretationssitzung erkennbar wurde, auch damit zusammenhing, dass wir in der Reaktion auf die Interviewsituation auf einer latenten Ebene mit aggressiven und autoaggressiven Anteilen in uns selber, mit eigenen Ohnmachts-, Insuffizienz-, Schuld- und Schamgefühlen konfrontiert waren.

Gerade in der Beschäftigung mit dem Leistungsdruck, unter dem Arne als ein Jugendlicher steht, der dem Vater und den Lehrern zufolge „nichts“ sei und „nichts“ werden würde, „es eh nicht schafft“, wurde uns bewusst, wie unsere starken Affekte auch mit eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen zusammenhängen, aufgrund derer wir in unterschiedlicher Weise emotional auf das Datenmaterial reagierten. Dieses Bewusstwerden erfolgte – wie dies im Rahmen abduktiv erfolgreicher Einsichten häufig der Fall ist (vgl. die methodologische Einleitung von H.-D. König in diesem Band) – im Gruppenprozess relativ plötzlich: Während der Fokus zunächst stark auf Arnes Geschichte lag, thematisierten mehrere Gruppenmitglieder plötzlich eigene Entwertungserfahrungen und Versagensängste im familiären und schulischen Kontext und in der Arbeitswelt, berichteten von dem hohen Druck, den sie sich im leistungsorientierten Wissenschaftsbetrieb ausge-

setzt fühlten und den sie sich in der Identifizierung mit diesem Leistungsprinzip aber auch selbst machten. In der im Gruppenprozess aufgetauchten Szene mit der Forscherin, die Arne durch ihre Fragen wie mit dem Messer quält, zugleich aber auch sich selbst quält, u.a. weil sie für die Auswertung brauchbares Datenmaterial benötigt, zeigt sich verdichtet eine von verschiedenen Forscher_innen der Interpretationsgruppe geteilte emotionale Erfahrung. So konnten wir gemeinsam herausarbeiten, wie häufig wir als Forschende vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungen selbst mit einem Anspruch ringen, wie er sich in der Interaktion zwischen Arne und mir als wesentlich erwies und der uns beide betrifft: Es soll etwas „(heraus-)kommen“, etwas „produziert“, „geliefert“ werden, selbst wenn dies auf (auto-)aggressive Weise geschieht. Zunehmend konnte in der Gruppe zur Sprache kommen, was zunächst latent geblieben war, nämlich die bei vielen Forscher_innen verbreitete eigene Tendenz zu (auto-)aggressivem Verhalten in einem von hohem Leistungs- und Produktionsdruck geprägten Wissenschaftsbetrieb. Die im Wissenschaftsbetrieb gängige Redewendung „publish oder perish“ illustriert dies beispielhaft. Mehrere Gruppenmitglieder thematisierten ihre Neigung zu schonungsloser Selbstausschöpfung angesichts des Drucks, in hohem Tempo wissenschaftliche Artikel und innovative Forschungsanträge „liefern“ zu müssen, um Chancen auf eine Verlängerung der oft nur auf wenige Monate befristeten, prekären Arbeitsstellen zu haben. Auch die von mir in der ersten Interpretationsgruppensitzung zur Sprache gebrachten, im Rahmen der von mir als „scharf“ erlebten Kritik an meiner Interviewführung noch verstärkten quälenden Versagens-, Insuffizienz- und Schamgefühle, waren vielen aus dem wissenschaftlichen Kontext wohlvertraut. Ebenso vertraut waren manchen Gruppenmitgliedern Schuldgefühle darüber, als Forschende_r eine womöglich voyeuristische Position einzunehmen und aus einer letztlich doch privilegierten Position heraus andere Menschen zugunsten des eigenen Erkenntnisgewinns zu „benutzen“. Zur Sprache kommen konnte in der Gruppe aber auch zunehmend ein Aspekt, der zunächst ausgeblendet und abgewehrt hatte werden müssen: Dass das Ausleben (auto-)aggressiver Impulse durchaus auch lustvolle Momente beinhaltet und zugleich das Lustvolle am Forschen auch mit aggressiven und masochistischen Impulsen einhergehen kann.

7 Schluss

Die Auseinandersetzung mit den in uns aufgrund unserer eigenen Sozialisations-erfahrungen gemachten und in der Begegnung mit dem Interview aktualisierten affektiven Inhalte trug entscheidend dazu bei, der Gefahr einer zu stark individualisierenden Perspektive auf Arne und seine Geschichte zu begegnen. Der sozial-

wissenschaftliche Anspruch der tiefenhermeneutischen Methode, nämlich „die im Text inszenierten Lebensentwürfe als das Ergebnis primärer Sozialisationsprozesse – als Niederschlag familialer Interaktionsstrukturen – und sekundärer Sozialisationsprozesse – als Resultat der Vergesellschaftung durch Schule, Arbeitswelt, Freizeit u.a.“ zu begreifen (König 1997, S. 215), schien zunächst verlorengegangen zu sein. Dieser Umstand überraschte uns angesichts unseres sozialwissenschaftlichen Selbstverständnisses. Meiner Erfahrung nach kommt es allerdings gerade im Rahmen klinischer Fallrekonstruktionen häufig vor, dass die gesellschaftliche Dimension psychopathologisierend interpretierter Phänomenen vergessen geht.

So sehr Arnes Geschichte aus seinen frühen familiären Beziehungserfahrungen heraus individuell verstanden werden muss, so wesentlich ist es, seine Geschichte auch vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Kontextbedingungen zu perspektivieren. Selbst wenn der Vater durch seinen aggressiven Umgang mit seinem Sohn wesentlich zu Arnes leidvoller Geschichte beigetragen hat, so repräsentiert die Figur des Vaters doch zugleich die aggressiven Leistungsanforderungen einer neoliberalen kapitalistischen Gesellschaft, in die er genau so wie sein Sohn und die das Interview interpretierenden Forscher_innen hineinsozialisiert worden ist. Dem auto- wie auch fremdaggressiven Verhalten Arnes gingen nicht nur traumatisierende Beziehungserfahrungen in der Familie, sondern auch anhaltende Ausgrenzungs- und Entwertungserfahrungen in Schule und gesellschaftlichem Umfeld voraus. Rechtsextremismus schließlich, der Jugendlichen so etwas wie Zugehörigkeit, narzisstische Bestätigung und Identität zu bieten verspricht, ist nicht nur ein Problem am rechten Rand der Gesellschaft, sondern knüpft an in viel größeren Bevölkerungsgruppen verbreitete fremdenfeindliche Ideologien an (vgl. Pohl 2003, S. 184). Streeck-Fischer verweist darauf, dass „wir in diesen Jugendlichen auch eigenen abgespaltenen oder verleugneten Anteilen und unbewältigten Konflikten individueller wie gesellschaftlicher Natur begegnen“ (1992, S. 745). Nicht zuletzt deswegen sind sie so beunruhigend.

Auch in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe war uns zunächst nicht bewusst gewesen, wie sehr die Auseinandersetzung mit der von mir präsentierten Interviewsituation uns auch mit eigenen aggressiven Regungen konfrontierte. Im Nachhinein betrachtet ermöglichte uns auf einer latenten Ebene vermutlich gerade diese affektive Nähe, nicht nur intellektuell, sondern auch emotional zu verstehen, was sich in dem Interview in Szene gesetzt hatte. Die Konfrontation mit der eigenen subjektiven Involviertheit, sei es im Rahmen klinischer, sei es im Rahmen wissenschaftlicher Tätigkeit, ist herausfordernd, gerade, wenn es um libidinöse und aggressive Momente geht. „Das Unbewusste“, so Lorenzer, „ist das Verbotene. Es sind Wünsche, die der allgemeine Konsens verpönte; sie widersprechen den Normen und Werten der geltenden Kultur“ (1986, S. 27). Im eigenen

Handeln und Denken als emotional beteiligtes Subjekt mit möglicherweise aggressiven Regungen sichtbar zu werden – vielleicht noch dazu als Frau – entspricht nicht dem gesellschaftlich dominanten Bild der sich um Objektivität bemühenden Forscherin, dem empathischen Psychotherapeuten oder der fürsorglichen Pflegefachperson. Es muss unbewusst gemacht werden (vgl. Erdheim und Nadig 1988).

Literatur

- Benzel, S. (2016). Die Bedeutung des Körpers bei jungen Frauen mit selbstverletzenden Handlungen. Eine adoleszenztheoretisch-biographische Analyse. (Unveröffentlichte Dissertation, Universität Hamburg).
- Burgermeister, N. (2008). Transkription Interview mit Arne.
- Burgermeister, N. (2012). Selbstverletzendes Verhalten als Beziehungsgeschehen. Begegnungen mit jungen Frauen und Männern, die sich selber verletzen. (Unveröffentlichte Masterarbeit, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften).
- Chapman, A. L.; Leung, D. W.; Walters, K. N., & Niedtfeld, I. (2009). Psychologische Theorien selbstverletzenden Verhaltens. In C. Schmahl & C. Stiglmayr (Hrsg.), *Selbstverletzendes Verhalten bei stressassoziierten Erkrankungen* (S. 73–91). Stuttgart: Kohlhammer.
- Devereux, G. (1984 [1967]). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eckhardt, A. (1997). Offene und heimliche Selbstbeschädigung. In U.T. Egle, S.O. Hoffmann & P. Joraschky (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung* (S. 259–270). Stuttgart: Schattauer.
- Eckhardt-Henn, A. (1998). Psychoanalytische Aspekte der Autodestruktion. In J. Wiese & P. Joraschky (Hrsg.), *Psychoanalyse und Körper* (S. 9–26). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Erdheim, M. & Nadig, M. (1987). Psychoanalyse und Sozialforschung. In M. Erdheim (1994), *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur: Aufsätze 1980–1987* (S. 61–82). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ermann, M. (2000). Aggression und Destruktion in der psychoanalytischen Behandlung. In K. Bell & K. Höfeld (Hrsg.), *Aggression und seelische Krankheit* (S. 331–340). Gießen: Psychosozial.
- Harten, G. & Moré, A. (2003). Vor allen Worten und zwischen den Zeilen. Körperphantasien und Körpererleben im Gegen-/Übertragungsprozess zwischen Patientin und Analytikerin – ein Dialog. In J. Schäfer (Hrsg.), *Körperspuren. Psychoanalytische Texte zu Körper und Geschlecht* (S. 54–89). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heimann, P. (1950). On Counter-Transference. *International Journal of Psycho-Analysis*, 31, 81–84.
- Hirsch, M. (Hrsg.). (1998). *Der eigene Körper als Objekt*. Gießen: Psychosozial.
- Hirsch, M. (2010). Körperdissoziation als Traumafolge. *Psyche*, 64, 193–211.
- In-Albon, T., Bürli, M., Ruf, C., & Schmid, M. (2013). Non-Suicidal Self-Injury and Emotion Recognition in social context: A review on facial emotion recognition and facial mimicry. *Child and Adolescent Psychiatry and Mental Health*. doi: 10.1186/1753–2000-7–5.
- König, H. D. (1996). Methodologie und Methode der tiefenhermeneutischen Kulturosoziologie in der Perspektive von Adornos Verständnis kritischer Sozialforschung. In Ders. (Hrsg.), *Neue Versuche, Becketts Endspiel zu verstehen. Sozialwissenschaftliches Interpretieren nach Adorno* (S. 314–387). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- König, H. D. (1997). Tiefenhermeneutik als Methode kulturosoziologischer Forschung. In R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: Eine Einführung* (S. 213–244). Opladen: Leske und Budrich.

- König, H. D. (2001). Tiefenhermeneutik als Methode psychoanalytischer Kulturforschung. In H. Appelsmeyer & E. Billmann-Mahecha (Hrsg.), *Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis* (S. 168–194). Weilerswist: Velbrück.
- König, H. D. (2015). Liebe, Tod und Sexualität. Tiefenhermeneutische Rekonstruktion einer Psychoanalyse, ihre persönlichkeitsstrukturelle und kulturtheoretische Bedeutung, in T. Simonelli & S. Zepf (Hrsg.), *Verstehen und Begreifen in der Psychoanalyse. Erkundungen zu Alfred Lorenzer* (S. 195–248). Gießen: Psychosozial.
- König, J. (2014). Sexualität und Geschlecht bei Alfred Lorenzer. Perspektiven einer feministischen kritischen Theorie des Subjekts. In E. Rohr (Hrsg.), *Inszenierungen des Unbewussten in der Moderne – Alfred Lorenzer heute* (S. 203–221). Marburg: Tectum Verlag.
- Küchenhoff, J. (2000). Der Körper als Ort der Beziehungsinszenierung. In U. Streeck (Hrsg.), *Erinnern, Agieren und Inszenieren* (S. 143–160). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1975 [1967]). *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1977). Psychoanalyse als kritisch-hermeneutisches Verfahren. In Ders., *Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis* (S. 105–129). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1986). Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In Ders. (Hrsg.), *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur* (S. 11–98). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Mertens, W. (1991). Einführung in die psychoanalytische Therapie (Bd. 3). Stuttgart: Kohlhammer.
- Ogden, T. H. (1988). Die projektive Identifikation. *Forum der Psychoanalyse*, 4, 1–21.
- Plener, P. L. (2015). Suizidales Verhalten und nichtsuizidale Selbstverletzungen. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Pohl, R. (2003). Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In F. Koher & K. Pühl (Hrsg.), *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen* (S. 161–186). Opladen: Leske & Budrich.
- Pohl, R. (2005). Sexuelle Identitätskrise. Über Homosexualität, Homophobie und Weiblichkeitsabwehr bei männlichen Jugendlichen. In V. King & K. Flaake (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz* (S. 249–264). Frankfurt a. M.: Campus.
- Sachsse, U. (2002). *Selbstverletzendes Verhalten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Siefen, R. G.; Ries, M. & Murafi K. (2002). Institutionelle Belastungen und Bewältigungsstrategien bei der stationären kinder- und jugendpsychiatrischen Behandlung selbstverletzenden Verhaltens. In P. Subkowski (Hrsg.), *Aggression und Autoaggression bei Kindern und Jugendlichen* (S. 137–157). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Streeck-Fischer, A. (1992). „Geil auf Gewalt“. Psychoanalytische Bemerkungen zu Adoleszenz und Rechtsextremismus. *Psyche*, 46 (08), 746–768.
- Swannell S. V., Martin G. E., Page A., Hasking P. & St John N. J. (2014). Prevalence of non-suicidal self-injury in nonclinical samples: systematic review, meta-analysis and meta-regression. *Suicide and Life Threatening Behaviour*, 44 (3), 273–303.